

## Hauptstadt der Reue

Und wenn es nicht gestorben ist, dann reden sie noch morgen. . .“ Das Holocaust-Mahnmal in Berlin ist in Wahrheit eine Absurdität. Wie können die Nachfahren der Täter den Opfern ein Denkmal bauen, das sie für eine kleine Ewigkeit (solange Beton oder Marmor halten) an die Untaten ihrer Vorfäter erinnert? Wir wollen uns mit versteinerten Sinnbildern an den gloriosen Momenten der Vergangenheit laben, und wenn schon Trauer, dann im gemeinschaftsbejahenden Kollektiv, so wie es die Amerikaner mit dem Washingtoner Vietnam-Memorial getan haben – mit der Botschaft „Wir für uns.“

Das funktioniert bei den europäischen Juden nicht; die sind nicht Teil des „Wir“. Überdies: Wer will andauernd an Schrecken gemahnt werden, welche die Nachgeborenen

ad infinitum an die Kette kollektiver Haftbarkeit legt? Quillt nicht just deshalb das Unbehagen seit Jahren aus Argumenten, die mal künstlerische, mal stadtplanerische, mal „erinnerungstechnische“ Bedenken artikulieren?

Und deshalb, aus psychohygienischem Grund, muß man dem Berliner Bürgermeister Diepgen fast dankbar dafür sein, daß er den Abwehrreflex offenlegt, indem er (im Gespräch mit der *FAZ*) vom Nörgeln am „Wie“ zum „Ob“ vorstößt. Im Zentrum der Stadt dürfe keine „Mahnmalmeile“ entstehen, was sich hübsch alliteriert, aber die geplanten Dimensionen ein wenig übersteigt. Zuvor schon hatte er sich verboten, Berlin in eine „Hauptstadt der Reue“ zu verwandeln, derweil andere deutsche Städte den „Stolz“

unter sich aufteilen.

„So isses“, möchte man dem Mann zurufen. Sein Apell, das lästige Ding endlich zu kippen, hat den unbestreitbaren seelischen Vorteil, daß sich die Nation nicht mit ästhetischen Fußnoten herumschlagen, sondern über das „Ob“ nachdenken muß.

Aber das will die Nation in Wahrheit auch nicht, denn zu groß ist noch die Scham. Und außerdem: Was wird das „Ausland“ sagen? Deshalb wird zügig weitergeredet und der letzte Rest von Würde zerquasselt werden. Denn der Weg ist das Ziel, und vielleicht schafft man es, das Ding solange im verbalen Raum einzumauern, bis es sanft zerkrümelnd eines Tages so aussieht wie die Berliner Mauer. Die ist nämlich verschwunden.

jj